

Das Wiedersehen

Autor(en): **Jemelin, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wiedersehen

von Erica Jemelin

Sie wartete auf ihn. Weil irgendwo in einem verborgenen Winkel ihres Herzens die Ahnung lebte, daß sie ihn einmal wiedersehen würde.

Ist es denn so unmöglich, daß ein Mensch, der allein die einsame Straße seines Lebens schreitet, einen kurzen Moment lang stehen bleibt, um zurückzuschauen? Es könnte doch eine ferne, halbverwehte Melodie, die wie ein verlorener Glockenton aus der Vergangenheit herüberklingt, an seine Seele gepocht haben. Oder der Gedanke einer sonnigen Erinnerung könnte ihm durch stille Jahre hindurch gefolgt sein, bescheiden, schweigend und treu. Wie ein Hund, der anhänglich hinter einem herläuft, mit hängenden Ohren und wedelndem Schwanz. Man mag nun schelten oder ihn zu vertreiben suchen, oder dann einfach so tun, als ob er gar nicht da wäre. Zuletzt kommt sicher einmal die Stunde, wo man, ohne es vielleicht zu wollen, seinen bettelnden Augen begegnet und in ihm den Gefährten der Einsamkeit erkennt.

Sie hoffte und wartete auf dieses Rückwärtschauen. Nicht, daß all die Jahre ohne Helle gewesen wären. Sie verstand es ja so gut, das Licht der Erinnerung über die Trauer leerer Tage zu breiten. Wie man etwa eine alte, besonders kostbare Decke über einen einfachen Tannenholtztisch legt, um seine Kahlheit zu verhüllen.

Sie entnahm das Glück, das ihr Herz zum Leben brauchte, jenem verflommenen, sonnenhaften Frühling, dessen Stunden wie ein leuchtend farbiger Blumenstrauch in ihrem Lebensbuche eingezeichnet standen. Die Freude aber lag für sie in der Zukunft, an die sie ihre schönsten Gefühle und die ganze sehnfüchtige Hoffnung ihres Herzens verschwendete.

Ihre Einsamkeit war nicht Alleinsein, oder Traurigkeit und Miedwerden. Sie brauchte nur die Augen zu schließen und lautlos in sich hinein zu horchen, um seinem Wesen, das ihr Inhalt und alles Schöne bedeutete, nahe und verbunden zu sein.

Wohl tausend Mal hatte sie das ersehnte Wiedersehen in Gedanken erlebt und erfüllt. Sie bereitete sich darauf vor, wie ein Baum, der einen ganzen Winter lang verborgene Kräfte sammelt, um den Lenz und seine Wärme zu empfangen.

Es sollte ein Fest werden. Alle lieben Gedanken und die große Zärtlichkeit, die ihm ihr Herz aufgespart hatte, würden aus ihren Blicken leuchten. Die Arme wollte sie jubelnd um ihn schlingen und beglückt fühlen, daß alles kein Traum sei. Und wäre diese Stunde nicht ein ganzes Leben des Wartens wert?

Ihr Glaube fand seine Erfüllung. Eines Tages kam er wirklich. Sein Lächeln war wie einstmal, ein wenig scheu und fragend, aber voller Sonnenschein. Es tastete sich ihr entgegen, war wie eine zarte Brücke, unter der die Wasser der Vergangenheit dahinrauschten.

Aber sie, die all die Jahre für diesen Augenblick gelebt hatte, stand ohne Worte und wie erfroren vor ihm. Zu lange hatte dieses Wiedersehen als Traum in ihr gelebt, um nun plötzlich als Wirklichkeit empfunden werden zu können. Sie war von dem Wunsche erfüllt, ihm ihre Hände liebend entgegenzustrecken; aber sie hing kraftlos an ihr nieder und waren kalt wie die einer Gestorbenen. Alle guten Worte, die ihm ihr Herz zu erzählen gehabt hätte versanken ungesprochen in dunkle, grundlose Tiefen. Wohl mühten sich ihre zitternden Lippen um ein zages Lächeln, aber es war ein Lächeln ohne Licht, von dem ihr Herz nichts wußte. Sie schlug die Augen nieder, denn sie schämte sich nun über die Fülle der Empfindungen, die ihm ihre Blicke hätten verraten können. Die Melodie des starken Liedes, die all die Zeit wie eine helle Glocke durch ihr Inneres geläutet hatte, wurde stärker und brausender; aber kein Ton sprang über ihre Lippen.

Und in dieser Hilflosigkeit, die wie eine böse Fessel ihr Sein umfängen hielt, konnte sie den Weg über die Brücke seines Lächelns nicht finden; obgleich ihr Wesen sich nach dem seinen sehnte, wie eine Blume, die nach der Sonne dürrtet.

Es war, wie wenn in einem finstern Raum nach langer Zeit eine Kerze angezündet wird. Benommen blinzelt man in den Schein, läßt die Helle wie Erlösung über sich hinfließen; aber man friert ein wenig, weil die Flamme zu schwach ist, um auch Wärme verschenken zu können.

Bis zwei Arme sich tröstend um ihre Schultern legten und eine harte Wange die ihre in scheuer Liebföhung streifte. Bis ein warmer, sehnender Mund zärtlich über ihre geschlossenen Augen streichelte, um dann in der weichen Bucht ihrer bebenden Lippen zu versinken.

Da hatte die starre Gebundenheit ihres Seins die Erlösung gefunden. Gleich einem funkelnden, goldenen Strom floß das Bewußtsein der glückhaften Wirklichkeit durch sie hin. Zwar waren die in die Tiefe geglittenen Worte verloren und ausgelöscht, und keine Macht der Erde wäre instande gewesen, sie zurückzurufen. Aber sie wußte jetzt, daß die Melodie ihrer Liebe von ihm verstanden worden sei; und nun war ja alles gut. —

Bachtag im Burehus

I möcht nech emal vonere wichtige Arbeit im Burehus brichte, vonere schöne Pflicht vo der Büri. I meine ds Bache. „Unser täglich Brot gib uns heute“, hätte mer scho im Vater-unser. Ds tägliche Brot! Mi nimmt's eso sälboverständlech hi, mi dänkt gar nid dra, daß es anders chönnti si u ersch we's is sötti mangle, merkti mer de, wie's imene alte Spruch heißt: „Ds Brot isch guet, fes Brot isch nid guet!“ Weme i der Stadt ufgwachse-n-isch wie-n-ig, so het me äbe ou nid lang sfragt: „Wie entsteit es Brot?“ Mi het's halt bim Beck greicht u wilters nid viel derbi dänkt. Aber wo-n-i du als jungi Lehrere ds erscht Mal imene Burehus ha dörfe zueluege, wie us Mähl u Wasser, Salz u Surteig Brot wird, da isch es mer schier fyrlech z'Muet gsi u es het mi dunkt, das syg doch öppis ganz Großes, wo da e Burefrou dörf mache, u heimlech ha-n-i dänkt, i wetti das ou

chönne. — U ou jeke, wo-n-i scho fei e chli mängisch bim Bache ha dörfe mithälfe, gspüre-n-i jedesmal öppis vom Säge, wo da drinne liegt, weme sys tägliche Brot sälber darf schaffe. —

I alte Zyte hei si no nid so gäbig chönne Brot bache wie mir hüttigstags. Zur Zyt vo de Pfahlbouer, Helvetier u Alamanne isch das sicher e gar müehsami Arbeit gsi. Dänkt me nume o! Was het das doch für Zyt u Müeh gmanglet, bis nume die Chörner zwüsche zweene Steine vermahle gsi si. Da hei die Froue oder bi de Fürste d'Sclavinne stundelang müesse hinger em größere Bodestei, wo sie d'Chörner druf gschüttet gha hei, chnöile oder gruppe u der chliner Mühlstei taktmäßig vorwärts u rückwärts schiebe bis si ändtliche es grobs Mähl übercho hei. Natürlech isch de ds Chrüsch o no derbi gsi. Das Mähl hei si jeke mit Wasser zume dicke Mählbrei agrüehrt u i